

Mascha Vassena

Die Prophezeiung der
Seraphim

Mascha Vassena

Die Prophezeiung der
Seraphim

Roman

Originalausgabe





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2012 by Mascha Vassena
Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Literarische Agentur Michael Gaeb
Copyright © 2012 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Martina Vogl
Karte: Andreas Hancock
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, München
Printed in Germany 2012

ISBN: 978-3-453-26749-7

www.heyne-fliegt.de

für Gionata

1

Paris, Juli 1789

Von St. Médard hatte es schon vor geraumer Zeit zwei Uhr geschlagen, aber Frédéric war nirgendwo zu sehen. Julie trat vor dem Brunnenhaus an der Rue Pot-de-fer von einem Fuß auf den anderen. Sie hasste es, warten zu müssen, und Frédéric wusste das genau. Ebenso wusste er, dass Julie heute Geburtstag hatte. Sie kniff die Augen zusammen und reckte den Hals, aber im Gedränge der Rue Mouffetard war es unmöglich, jemanden auszumachen, wenn er nicht genau vor einem stand.

»Obacht, Jungfer!« Eine Frau mit schmutzigem Schultertuch schob Julie zur Seite und hielt einen Eimer unter das Wasserrohr. Julie wandte sich von ihr ab, um dem Gestank nach billigem Wein auszuweichen. Wo blieb dieser verflixte Kerl?

Sei nicht immer so ungeduldig! Die Worte formten sich in ihrem Kopf, und sie sah nach unten. Songe strich um Julies Knöchel und schnurrte auf eine Art, die eindeutig belustigt klang.

Und wo warst du, Songe? Etwa auf Mäusejagd?, entgegnete Julie. Seit sie sich erinnern konnte, war die weiße Katze immer bei ihr gewesen, und von Beginn an hatten sie sich auf ihre eigene,

stille Weise verständigt, sogar noch bevor Julie sprechen gelernt hatte. In diesem Moment erreichte sie eine Aufwallung von Abscheu. Als gäbe Songe sich dazu her, Mäuse zu jagen!

Fédéric ließ noch immer auf sich warten, und Julie murmelte: »Der soll sich nur nicht einbilden, dass ich mir die Beine in den Bauch stehe.« Doch gerade als sie sich in den Menschenstrom einreihen wollte, legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

»Da bin ich schon!« Vor ihr stand Fédéric, völlig außer Atem. Sanftes, salbeigrünes Leuchten, durchsetzt mit helleren Streifen umgab ihn. Er war demnach bester Laune.

Lange Zeit hatte Julie geglaubt, jeder wäre fähig, den farbigen Lichtkranz um andere Menschen herum wahrzunehmen. Wenn sie jedoch die Farben ihren Spielkameraden gegenüber erwähnt hatte, war sie nur verspottet worden, und so hatte sie mit der Zeit aufgehört, darüber zu sprechen. Auch ihren Eltern gegenüber schwieg sie. Aber während andere Leute zuerst auf Mund, Augen oder Hände achteten, um ihr Gegenüber besser einschätzen zu können, sah Julie an den jeweiligen Lichtfarben, was die Menschen in ihrer Umgebung fühlten. Wenn sie jemandem nah genug kam, konnte sie dessen Stimmung sogar spüren. Bisher kannte sie nur einen Menschen, der keine Lichtaureole besaß – und das war sie selbst.

»Mein Vater hatte wieder mal Lust, Mauschellen zu verteilen; dafür war meine Anwesenheit nötig.«

Fédéric's schiefes Grinsen ließ Julies Zorn zerstäuben, und nur mit Mühe konnte sie ihm einen schmollenden Blick zuwerfen, ein Kniff, den sie erst kürzlich entdeckt hatte.

»Das ist eine ziemlich gute Entschuldigung«, gab sie zu.

»Tausendfachen Dank, Euer Gnaden!« Fédéric verneigte sich und streckte ihr etwas entgegen, das in einen Fetzen Zeitungspapier gewickelt war. »Herzlichen Glückwunsch zum Fünfzehnten, du Hüpfel!«

»Bild dir bloß nichts ein, nur weil du zwei Jahre älter bist.«

Julie ließ das Papier in die Gosse flattern und hielt Fédéric's Geschenk hoch. Ausnahmsweise wusste sie einmal nicht, was sie sagen sollte.

»Wo hast du die gestohlen, Fédéric Guyot?« Ihre Augen konnten sich nicht daran satt sehen, wie sich die Sonne in den blauen Steinen brach, die an einer silbernen Kette hingen.

»Na los, leg sie um.« Fédéric lachte, in seinen Augen blitzten winzige Silbersplitter.

Julie zog ihr Amulett, das einzige Schmuckstück, das sie bisher besessen hatte, unter dem Schultertuch hervor. Sie trug diesen ovalen Anhänger aus schwarzem Stein, seit sie denken konnte. Ihre Mutter hatte ihr eingeschärft, ihn nie abzulegen, weil er sie vor Unheil bewahre. Und obwohl Julie inzwischen an solche Albernheiten nicht mehr glaubte, überkam sie ein ungutes Gefühl, als sie sich nun die Kette über den Kopf zog und stattdessen Fédéric's Geschenk anlegte. Das Amulett steckte sie in die Rocktasche.

»Rizinus und Mäuseköttel, du siehst wie eine Prinzessin aus!«, rief Fédéric.

»Herzlichen Dank, Monsieur Guyot!« Julie stellte sich auf die Zehenspitzen und schlang ihre Arme um Fédéric's Hals, doch auf einmal wusste sie nicht mehr, ob sie ihn küssen sollte, und ließ die Arme wieder sinken. Sie sahen sich in die Augen, und Julie fühlte ihr Gesicht heiß werden. Einige Momente verstrichen in einer verlegenen Stille, die es bisher nicht zwischen ihnen gegeben hatte, dann ergriff Fédéric ihre Hand.

»Los, komm mit! Am Kirchplatz herrscht ein Riesenauflauf!«

Er zog Julie hinter sich her, und gemeinsam tauchten sie in das Gewühl der Rue Mouffetard ein.

Mochte Paris eine der größten Städte der Welt sein, Julie kümmerte es nicht. Die anderen Viertel lagen für sie genauso fern wie Konstantinopel. Ihr genügte die kleine Welt des Faubourg St. Marcel, dessen schmutziges, lautes, übel riechendes, lebendiges und herrliches Herz »La Mouffe« bildete. Das Lärmen, das die Straße

tagein, tagaus erfüllte, war die Begleitmusik zu ihrem Leben und störte sie ebenso wenig wie der scharfe Geruch von Urin, der von den Gerbereien am Ufer der Bièvre heraufzog und sich mit dem Gestank aus den Kuttelmetzgereien vermischte. St. Marcel mit seiner Armut, seinen Bettlern, Handwerkern und Dieben war ihr Zuhause.

Geschickt schlüpfte Julie an Fédéric's Hand um einen Lastenträger herum, der eine Kommode auf dem Rücken trug und die Hälfte der Straße versperrte. Sie winkte im Laufenden der Altkleiderhändlerin Mère Haillon zu, die aus ihrem Kellerloch lugte und Pfeife rauchte, und stieß beinahe mit einem Wasserverkäufer zusammen, sodass dessen Tragjoch aus dem Gleichgewicht geriet und er die Eimer absetzen musste.

»Mistbande!«, schimpfte er hinter ihnen her.

Fédéric drehte sich um und rief zurück: »Hab dich nicht so, du eingelegter Fliegenfartz!«

Julie kicherte. Im Fluchen konnte es kaum einer mit Fédéric aufnehmen!

Mit einem Blick versicherte sie sich, dass Songe noch bei ihr war. Die Katze bewegte sich geschmeidig in dem Gewirr aus Füßen. Mit Vergnügen schien sie sich zwischen den Beinen hindurchzuschlängeln und den Karrenrädern auszuweichen. Es war unmöglich, sie im Auge zu behalten; manchmal war sie an einem Ort, um ganz plötzlich mehrere Meter entfernt aufzutauchen. Julie wurde ganz schwindelig davon, aber sie hatte nie herausgefunden, wie Songe das gelang, denn die Katze weigerte sich beharrlich, ihr Geheimnis zu verraten.

Auf Höhe des Kräuterhändlers fiel die gewundene Straße leicht ab. Julie schnupperte dem intensiven Duft nach Majoran nach, der für einige Schritte den üblichen Gestank verdrängte. Noch verlockender war der Geruch, der aus der Pastetenbäckerei drang – wenn auch die Füllungen der Pasteten von so ungewisser Herkunft waren, dass Julie noch nie gewagt hatte, eine zu probieren. Am

Ladeneingang drängten sich mehrere Kinder mit spitzen Gesichtern, als beruhigte allein der Duft ihre leeren Mägen. Ihre Aureolen waren so matt, dass sie im Sonnenlicht kaum zu sehen waren. Nur zu gerne hätte Julie ihnen geholfen, doch es gab einfach zu viele von ihnen. Diese hohlwangigen Kinder vermehrten sich täglich, und in den Hauseingängen kauerten immer mehr Bettler, die mit den Straßenhunden um Essensreste kämpften. Die meisten Bewohner von St. Marcel konnten sich schon seit Monaten kein Brot mehr leisten, so hoch hatte die letzte Missernte den Mehlpreis getrieben.

Zwanzig Schritte nach der Pastetenbäckerei wichen die eng gedrängten Häuser der Rue Mouffetard zurück und öffneten sich auf den Kirchplatz, wo sich unter den Bäumen eine Menschenmenge versammelt hatte. Es dauerte eine Weile, bis Julie begriff, weshalb: In der Mitte des Platzes stand auf einem umgedrehten Fass ein Mann, der große Papierbögen hoch hielt und zu den Umstehenden sprach.

Fédéric bahnte sich und Julie einen Weg nach vorne, bis sie den Redner verstehen konnten.

»... die hochwohlgeborenen Herren und Damen aber interessiert es nicht, ob ihr Volk leidet! Die Königin feiert allabendlich ausschweifende Feste, und die Tafel des Königs biegt sich unter der Last der Speisen, deren Reste anschließend den Schweinen zum Fraß vorgeworfen werden!« Julie wusste von ihrem Vater, dass das nicht stimmte, denn was von der königlichen Tafel übrig blieb, wurde von den Dienern verkauft, aber das schien der Mann nicht zu wissen. Er zeigte nun ein Bild, das den König und die Königin als Schweine darstellte. Die Herrscher Frankreichs waren mit Juwelen behängt und wälzten sich im Schlamm, wo sie kleine Gestalten zerquetschten, die flehend die Arme zum Himmel reckten.

»Das sind wir, die da im Schlamm verrecken!«, brüllte der Mann auf dem Fass. »Statt aus Mehl Brot zu backen, pudert sich der Adel damit die Perücken. Eure Kinder hungern für die Eitelkeit dieser Schmarotzer!«

Bei diesen Worten zog er einen Pucken Papier aus seiner Jacke und warf ihn hoch. Als die Blätter über die Köpfe hinwegsegelten, reckten sich zahllose Hände und versuchten, sie zu erhaschen. Auch Fédéric ergatterte eines und las es Julie vor:

*»Der König frisst, die Gattin tanzt,
Schwenkt hin und her den dicken Wanst,
Wenn draußen auch das Volk verreckt,
Das Königspaar kümmert's einen Dreck.*

*Sie riechen Blumen, wir den Tod,
Der Adel leidet keine Not,
Muss auch niemals Steuern zahlen,
Was scheren ihn denn unsere Qualen?*

*Ein König, auch von Gottes Gnaden,
Kann sein Volk nicht so beladen,
Dass es ganz zusammenbricht,
Am Ende wird er selbst gericht'.*«

»So ist es!«, brüllte ein grobschlächtiger Mann neben ihnen und schlug Fédéric auf die Schulter. »Die werden uns noch vom Schaffott aus grüßen, die hohen Herrschaften!« Er schien geradezu trunken vor Wut, um ihn leuchtete ein blutiges Rot. Fédéric lachte über seine Worte, aber Julie hielt ihm rasch den Mund zu. Wer wusste, ob sich nicht Spitzel unter den Zuschauern befanden?

»Willst du etwa einen Kopf kürzer gemacht werden? Das auch nur zu lesen, ist schon Hochverrat!«, flüsterte sie.

»Was kümmert mich das, es ist schließlich die Wahrheit!«, antwortete Fédéric.

»Nieder mit den Tyrannen!«, rief nun der Mann auf dem Fass. »Wir brauchen keinen König, wir regieren uns selbst!«

Die Menge bewegte sich unruhig, Rufe der Zustimmung wur-

den laut. Julie spürte die aufbrandende Wut der Menschen. Über den Köpfen waberte inzwischen ein schwarz-rotes Leuchten, das ihr Angst einjagte. Der Redner fuhr fort, gegen den Adel zu hetzen, und nun jubelte ihm die Menge zu. Gerade als Julie Frédéric bitten wollte, zu gehen, schrie jemand: »Soldaten!« Sofort brach ein Tumult aus, weil alle versuchten, sich in Sicherheit zu bringen. Die Menge wogte wie ein sturmgepeitschtes Meer und riss Julie und Frédéric einfach mit.

»Halt mich fest!« Julie streckte die Hand nach Frédéric aus, doch dieser wurde zwischen zwei Leibern eingeklemmt und von ihr fortgetragen. Ellbogen stießen ihr in die Seite, sie verlor erst einen Schuh, dann ihre Haube in dem Gewühl. Gerade sah sie noch, wie das Fass umgestoßen wurde und der Redner in der Menge verschwand, dann ging sie selbst unter. Während sie ihre Finger in die Jacke eines Unbekannten krallte, um nicht unter die Füße zu geraten, versuchte sie um Hilfe zu rufen – doch der Druck der Menge presste ihr die Luft aus den Lungen. Ihr Gesicht wurde gegen fremde Bäuche gedrückt, und sosehr sie auch zappelte, sie bekam keinen Fuß mehr auf den Boden. Julie schloss die Augen, sicher, im nächsten Moment zerquetscht zu werden.

Wenn die Leute sich nur beruhigen würden! Noch während ihr der Gedanke durch den Kopf schoss, überkam sie eine eigenartige Ruhe. Sie vernahm das Geschrei der Menge nicht mehr und fühlte keinen Schmerz, wenn sie hin und her gestoßen wurde. Kühl und machtvoll breitete sich Gelassenheit in ihr aus, und dann fühlte es sich an, als würde etwas in ihr platzen. Plötzlich ließ der Druck auf ihren Körper nach, sie konnte wieder frei atmen und sich aufrichten. Überrascht öffnete Julie die Augen und sah sich von einem blauen Licht umgeben, das sich wie eine Welle über die Menschen ergoss. Sobald das Licht sie überflutete, wurden ihre Bewegungen langsamer, träger, so, als überkäme sie eine unwiderstehliche Müdigkeit. Immer mehr Leute hielten inne und blickten um sich, ganz so, als hätten sie vergessen, weshalb sie eigentlich hier waren.

Julie atmete tief ein und sah sich staunend um. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie selbst die Quelle des eigenartigen Lichts war, das niemand außer ihr wahrzunehmen schien. Doch es veränderte all jene, die von ihm erfasst wurden: Während weiter entfernt noch Leute aufschrien und sich in wilder Flucht gegenseitig herumstießen, rieben sich die Menschen in Julies Nähe die Augen, starrten vor sich hin oder kratzten sich am Kopf. Sie wirkten ebenso verwirrt, wie Julie sich fühlte. Das blaue Licht versiegte, und jetzt schmerzte ihr ganzer Körper, als hätte sie stundenlang Holz gehackt. *Was habe ich gerade getan?*, dachte sie fassungslos.

Als sie an sich hinabblickte, um zu kontrollieren, ob sie unverehrt war, sah sie etwas Weißes auf sich zuflitzen. Songe! Wie war die Katze nur den stampfenden Füßen entgangen?

Komm mit, ich bringe dich hier raus, sagte Songe lautlos. Während Julie der Katze folgte, fiel ihr auf, dass das blaue Licht jetzt wie ein dünner Schleier über der Menge lag und sich nach und nach auflöste. Die Leute erwachten aus ihrer traumähnlichen Starre, doch sie blieben ruhig und traten zur Seite, um Julie vorbeizulassen. Sie atmete auf, als sie den Rand des Kirchplatzes erreicht hatten, denn ihr war entsetzlich schwindelig.

Mir geht es nicht besonders gut. Julie lehnte sich an eine Mauer, ihre Beine drohten nachzugeben, und sie fühlte sich so schwach, dass sie kaum den Kopf heben konnte. Dennoch kletterte sie auf einen Prellstein, um Ausschau nach Frédéric zu halten. Hoffentlich war ihm nichts geschehen!

Erst jetzt, von ihrem erhöhten Platz aus, konnte sie die Soldaten sehen, die den Platz umstellt hatten und mit aufgepflanzten Bajonetten versuchten, die Flüchtenden aufzuhalten. Das Licht war nicht bis zu ihnen vorgedrungen. Ein Offizier auf einem Pferd brüllte unverständliche Befehle. Julie starrte sein verzerrtes Gesicht an und wusste, was geschehen würde: Die Soldaten würden blindlings in die Menge schießen! Bei dieser Vorstellung überkam sie wieder die Panik und gleich darauf das seltsame Gefühl voll-

kommener Ruhe inmitten eines Sturms. Sie war ganz bei sich und nahm gleichzeitig alles um sich herum mit ungewohnter Schärfe wahr: Da waren die Berittenen, die die Säbel zückten, die Gesichter in der Menge, die es ebenfalls bemerkten und sich voller Schrecken verzogen, eine Frau, die ein kleines Kind auf dem Arm hielt und es an sich drückte. Julie wollte um jeden Preis verhindern, dass die Soldaten ihre Waffen abfeuerten, und ohne dass sie es bewusst steuerte, strömte wieder das blaue Licht aus ihr heraus.

Diesmal fühlte es sich entsetzlich an, als würde ihr Inneres aus ihr herausgerissen. Sie hörte sich selbst mit den Zähnen knirschen, doch kurz bevor sie zusammenbrach, sah sie, wie das Licht auf den Kommandanten zuraste und ihn umhüllte. Verdutzt hielt er mitten im Satz inne, dann gab er in ruhigem Tonfall den Befehl, die Leute laufen zu lassen, bevor es Tote gebe. Die Soldaten zögerten kurz, steckten dann aber ihre Waffen weg. Julie, die sich neben dem Prellstein zusammengekauert hatte, sah erleichtert, wie sich die Menschen rasch in die Sicherheit der Gassen flüchteten. Zurück blieben nur das zertrümmerte Fass und ein paar Bogen Papier.

Nun verschwand auch die Lichthülle um den Offizier, der um sich blickte und sich zu wundern schien, dass er und seine Soldaten alleine auf dem Platz waren. Julie schnappte nach Luft. Ihr Kopf dröhnte, und sie wischte sich kalten Schweiß von der Stirn. Mit dem blauen Licht war alle Kraft aus ihr gewichen. *Ich bin krank.* Sie stöhnte.

Sie nahm die Katze auf und drückte ihr Gesicht in das weiße Fell, um sich zu beruhigen. Ihr Körper zitterte wie bei einem Fieberanfall, und ihr war so übel, dass sie befürchtete, sich mitten auf den Kirchplatz erbrechen zu müssen. Irgendwie musste sie nach Hause kommen, wo ihre Mutter sich um sie kümmern würde, doch sie war zu ausgelaugt, um aufzustehen.

Du bist nicht krank, erwiderte Songe. *Atme ganz ruhig, es wird gleich besser.*

Tatsächlich verging der Schwindel nach einigen Minuten, zurück blieb eine bleierne Müdigkeit. Julie wollte sich nur noch hinlegen und schlafen. Ihre Lider waren so schwer, dass sie die Augen kaum noch offenhalten konnte.

Ich fühle mich furchtbar. Was war das?

Songes Bernsteinaugen blickten aus nächster Nähe in die ihren.

Etwas sehr Gefährliches: ungezügelter Magie.

Julie lächelte matt. *So etwas wie Magie gibt es doch gar nicht.*

Songe entwand sich Julies Griff und setzte sich vor ihr auf das Pflaster, den Schwanz um die Vorderpfoten geschlungen.

Wir Katzen haben einen sechsten Sinn für Magie, sagte sie würdevoll. *Warum, glaubst du, sind die Leute um dich herum zurückgewichen?*

Vielleicht sollte ich mich mal wieder waschen?, versuchte Julie zu scherzen, obwohl sie genau wusste, dass gerade etwas Außergewöhnliches geschehen war.

Die Soldaten hatten inzwischen angefangen, die verstreuten Flugblätter einzusammeln und in einen Sack zu stopfen. Einige hatten sich in den Bäumen verfangen, die den Kirchhof einfassten, und ganz in der Nähe versuchten zwei Soldaten, auf die Mauer zu klettern, um von dort aus die Flugblätter aus den Ästen zu pflücken. Julie stand langsam auf. Wenn sie nicht auf der Wache der Gendarmerie landen wollte, war es besser, zu verschwinden. Doch ihre Knie waren weich wie Gelee, und nach wenigen Schritten musste sie sich an eine Hauswand lehnen, um nicht wieder zusammenzusacken.

Über ihrem Kopf wurde ein Fensterladen zugeknallt und verriegelt. Weit und breit war niemand zu sehen, der ihr hätte helfen können. *Wenn das die übliche Wirkung von Magie ist, verzichte ich lieber darauf.*

Es wird anders, wenn du sie beherrschst, erwiderte Songe, während sie sich die Schnurrhaare putzte. Julie sah auf sie hinunter. *Das ist doch alles ganz unmöglich*, beharrte sie. *Magische Kräfte*

gibt es nur in Märchen. Julie war erzogen worden, an die Vernunft zu glauben, doch wenn sie keine andere Erklärung für das blaue Licht fand, würde sie Songe Glauben schenken müssen. *Dein Amulett*, sagte Songe. *Es hat deine Kräfte unterdrückt.*

»Mein Amulett?« Unwillkürlich sprach Julie laut.

Besser, du legst es wieder an.

Julie wühlte in ihrer Rocktasche nach dem Amulett, streifte es sich über den Kopf und verbarg dann den Anhänger sorgfältig mit ihrem Schultertuch. Mit dem vertrauten Gewicht an ihrem Hals fühlte sie sich besser – auf keinen Fall wollte sie noch so einen Ausbruch erleben. Aber auch etwas wie Stolz stieg in ihr auf: Sie, Julie, hatte wahrscheinlich ein Blutbad verhindert!

Erzähl mir mehr, verlangte sie von Songe.

Magie hat viele Formen. Es soll sogar Leute geben, die mit Katzen sprechen.

Verspottest du mich?! Ich bin doch keine Hexe, oder?

Nein, antwortete die Katze, *das bist du nicht.*

Julie wollte gerade weiter in sie dringen, als jemand laut ihren Namen rief. Frédéric stürzte aus einer Seitengasse auf sie zu. Er sah zerzaust aus, sein Zopf hatte sich gelöst, und neben dem linken Auge prangte eine blutige Schramme. »Ich hab dich überall gesucht! Bist du verletzt?«

»Mir geht es gut.« Zum Beweis stieß sie sich von der Mauer ab und wollte losmarschieren, aber sie taumelte und wäre gestürzt, hätte Frédéric sie nicht aufgefangen.

»Ich bring dich nach Hause.«

Ohne Umstände legte er ihr seinen Arm um die Hüften, und sie gingen langsam nebeneinander her. Es fühlte sich gut an, den Kopf an seine Schulter zu lehnen. Sie bogen in die Rue Mouffetard ein, die fast verlassen vor ihnen lag. Der Vorfall auf dem Kirchplatz hatte sich wohl inzwischen herumgesprochen.

»Rizinus und Mäuseköttel«, sagte Frédéric jetzt. »Beinahe hätte mein Vater seinen einzigen Sohn verloren. So ein fetter Kerl ist auf

mich gefallen und hat mich fast zerquetscht. Das einzig Gute an der Sache war, dass die Leute auf ihm herumgetrampelt sind, statt auf mir.«

Julie musste lächeln, dennoch gelang es Fédéric diesmal nicht, sie abzulenken. Zu viele Fragen kreisten in ihrem Kopf. War sie vielleicht doch eine Art Hexe? Sie fühlte sich immer noch schwach, doch wenigstens war ihr nicht mehr übel. Eigentlich hätte sie jetzt ohne Hilfe gehen können, doch sie lehnte sich noch etwas mehr an Fédéric.

»O je, das sieht nicht gut aus«, sagte dieser gerade. Julie blickte auf und sah den Schuhmacher, Fédéric's Vater, auf sie zukommen. Kaum hatte er sie erreicht, packte er mit finsterner Miene seinen Sohn am Ohr.

»Guten Tag, Meister Guyot«, sagte Julie und knickte.

Der Schuster sah sie nur finster an, murmelte »Drecksbengel« und gab Fédéric eine Ohrfeige. »Ich werd' dich lehren, dich rumzutreiben, statt mir in der Werkstatt zur Hand zu gehen!«

»Ich muss Julie nach Hause bringen!« Fédéric starrte seinen Vater zornig an. Auf seiner Wange erblühte ein roter Fleck.

»Ich fühle mich besser, geh nur«, sagte Julie und versuchte, ihre Wut auf den Schuster zu unterdrücken. Sie wollte nicht, dass Fédéric noch mehr Ärger bekam. Sein Vater war imstande, ihn dermaßen zu verprügeln, dass er am nächsten Tag nicht aufstehen konnte.

»Aber dir geht's nicht gut, ich lass dich nicht alleine gehen!«, widersprach Fédéric und schrie auf, als sein Vater ihn erneut am Ohr packte und über die Straße in die Werkstatt zerrte.

Julie verzog das Gesicht. Der brutale Schuster war ihr zuwider. Wie konnte man seinen eigenen Sohn so übel behandeln? Sie war von ihren Eltern noch nie geschlagen oder grob angefasst worden. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, weshalb Fédéric sich nie gegen seinen Vater wehrte, obwohl er ihn ohne Schwierigkeiten hätte niederschlagen können. Sie sah die beiden in der Werkstatt

verschwinden und machte sich auf den Heimweg. Ihre Beine trugen sie wieder, und auch die Erschöpfung hatte nachgelassen. Songe lief ihr ein Stück voraus, und Julie lächelte, weil sie sich immer wieder umwandte wie ein Hund. Was für ein unkätzisches Verhalten! In Gedanken versunken ging sie weiter. Wenn Songe recht hatte und sie selbst die Quelle des blauen Lichts war, und wenn das Licht tatsächlich magisch war, dann war auch sie selbst mit einem Schlag nicht mehr diejenige, für die sie sich ihr Leben lang gehalten hatte. Vielmehr war sie jemand, der Dinge vollbringen konnte, von denen andere Menschen nur träumten. Sie musste herausfinden, ob ihr das gefiel.

»Wo warst du bloß so lange?« Gabrielle Lagarde, Julies Mutter, wandte sich nicht um, sondern stocherte weiter mit dem Schürhaken im Feuerloch des Herdes herum. Die Lagardes litten wahrhaftig keine Not: Aus dem Topf auf der Herdplatte stieg ein köstlicher Geruch nach Gemüse und Hühnerfleisch auf, doch Julie war nicht hungrig.

»Ich war nur ein wenig spazieren«, sagte sie und umarmte ihre Mutter von hinten. Sie drückte ihre Nase in das Schultertuch, sog Gabrielles warmen Brotgeruch ein und wurde augenblicklich ruhig.

»Du sollst doch nicht rausgehen. Zurzeit ist es so unruhig auf den Gassen, da hast du dort nichts verloren.« Der harsche Tonfall konnte ihre Besorgnis nicht überdecken.

»Allerbeste *Maman*«, murmelte Julie. Sie fühlte, dass ihre Mutter lächelte – das ärgerliche Grün um Gabrielle wechselte zu seinem üblichen Goldgelb.

»Du kannst den Tisch decken und dann deinen Vater holen«, sagte Gabrielle und drehte sich um. Ihr Lächeln verschwand, als sie Julie erblickte. »Du liebe Zeit, was ist mit dir passiert?«

Ihrer Miene entnahm Julie, dass sie wirklich schlimm aussehen musste.

»Es gab ein kleines Durcheinander vor der Kirche«, entgegnete sie und kratzte sich verlegen an der Nase.

»Du warst wieder mit dem jungen Guyot unterwegs. Julie, das muss aufhören! Du kannst nicht mehr herumstreunen wie ein Gassenjunge. Die Leute reden schon über dich.«

»Was kümmert es mich?«, erwiderte Julie kratzbürstiger als beabsichtigt.

»Du genießt viele Freiheiten, aber ich erwarte, dass du mir und deinem Vater keine Schande machst. Jetzt geh nach oben und wasch dich, bevor wir essen.«

Julie stapfte die Treppe hinauf unters Dach, wo ihre Kammer lag. Wie sie es hasste, wenn ihre Mutter anfing, anständiges Benehmen zu predigen! Sollten die Klatschweiber sich doch das Maul zerreißen!

Nachdem sie ihre Haare wieder aufgesteckt hatte, zog sie eine frische Haube darüber und wusch sich flüchtig Gesicht und Hände mit Wasser aus der Waschschüssel, das wegzuschütten sie am Morgen zu faul gewesen war. Songe, die ihr die ganze Zeit über nicht von der Seite gewichen war, hatte sich auf dem Bett zusammengerollt und sich die Schwanzspitze über die Nase gelegt. Sie schien zu schlafen, aber Julie wusste genau, dass die Katze sie beobachtete.

Sollten deine Eltern nicht erfahren, was passiert ist?

Ich erzähle es ihnen schon noch, sagte Julie und streckte sich neben Songe aus. Sie war so unendlich müde ... *Erst muss ich herausfinden, was es mit dem blauen Licht auf sich hat. Wolltest du mir vorher nicht etwas erzählen?*

Wirklich? Ich kann mich gar nicht erinnern. Songe begann sich gründlich zu putzen. *Am besten lässt du das Amulett an seinem Platz und denkst nicht mehr daran.*

Von unten rief Gabrielle nach Julie. Nur widerwillig erhob sie sich, denn es gab so vieles, worüber sie nachdenken musste. An der Tür wandte sie sich zu Songe um und sagte: »Du willst mir also nicht verraten, was mit mir los ist? Das ist gemein!«

Manchmal ist es besser, nicht zu viel zu wissen, erwiderte die Katze, glitt vom Bett und sprang Julie voran die Treppe hinunter.

Julie liebte die Werkstatt ihres Vaters, die zugleich sein Laden war. Obwohl im selben Haus, gab es keine Verbindung zur Wohnung, und sie musste auf die Straße gehen und den Ladeneingang benutzen. Wie immer blieb sie kurz im Verkaufsraum stehen, um dem Ticken der unzähligen Taschenuhren zu lauschen, die rundherum an den Wänden in offenen Regalen lagen. Das Ticken einer Uhr alleine war kaum hörbar, aber alle zusammen erzeugten einen Klang, der Julie fühlen ließ, was Zeit war und in welcher rasender Geschwindigkeit sie verging.

Jacques Lagarde fertigte und reparierte Taschenuhren – und man behauptete, er sei der beste Uhrmacher in ganz Paris. Julie war stolz auf die Kunstfertigkeit ihres Vaters, die viele reiche Bürger und Adelige nach St. Marcel zog.

Im Augenblick waren jedoch keine Kunden anwesend, und so schlug Julie den Vorhang beiseite, der die Werkstatt vom Laden trennte. Ihr Vater saß mit dem Rücken zu ihr an seinem Arbeitstisch. Durch das darüberliegende Fenster fiel helles Tageslicht auf den Papierbogen, auf den er bedächtig schwungvolle Linien mit einem Bleistift zog. Neugierig schlich Julie sich heran und sah ihm über die Schulter. Die halb fertige Zeichnung zeigte keine Taschenuhr, sondern ein eigenartiges Gerät, das einem runden Blasinstrument ähnelte.

»Was ist das, Papa?«

Jacques Lagarde fuhr herum. Sein Gesicht war verzerrt, dann erkannte er Julie und blies erleichtert die Backen auf. »Du wirst mich eines Tages zu Tode erschrecken mit deiner Schleicherei. Du bist leiser als deine Katze, mein Mädchen.«

Wie auf ihr Stichwort sprang Songe auf den Arbeitstisch, überquerte die Papiere und hüpfte auf ein Regalbrett, wo sie zwischen kaputten Uhrgehäusen und Werkzeug ihren Stammplatz einnahm.

»Deine Katze glaubt wohl, das Haus gehörte ihr«, brummte Jacques Lagarde.

Julie lächelte, ließ sich aber nicht ablenken. »Woran arbeitest du gerade?«

»Nur eine Spielerei für einen gelangweilten Marquis«, antwortete ihr Vater und zog ein leeres Blatt über die Zeichnung. »Sollst du mich zum Essen rufen?«

Julie nickte. »Papa, darf ich dich etwas fragen?« Sie setzte sich auf den Hocker neben dem Arbeitstisch.

»Fragen darfst du alles, aber ich kann nicht versprechen, dass die Antwort dich zufriedenstellen wird.« Lachfalten bildeten einen Strahlenkranz um die Augen ihres Vaters.

Julie erzählte ihm von den Ereignissen auf dem Kirchplatz, sagte aber nichts über das blaue Licht.

»Weshalb duldet der König, dass es dem Volk so schlecht geht?«, fragte sie schließlich.

Jacques schwieg eine Weile und runzelte die Stirn. »Du bist ein kluges Mädchen, und du wirst langsam erwachsen.«

Julie beobachtete ihren Vater genau, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

»Der König ist ein einfacher Mann. Wäre er nicht hochgeboren, er wäre ein hervorragender Handwerker geworden. Er besitzt sogar eine eigene Schlosserwerkstatt, in der er mehr Zeit verbringt als bei Sitzungen. Er ist nicht böse oder gleichgültig, aber er ist schwach. So schwach, dass er auf seine Berater hört. Und die benutzen ihn für ihre Ziele.«

»Welche Ziele sind das?«, fragte Julie und knabberte an ihrer Unterlippe herum.

»Macht, mein Sternchen. Es geht immer um Macht. Darum reden sie Louis ein, er müsse hart durchgreifen, um das Volk ein für alle Mal auf seinen Platz zu verweisen. Die Nationalversammlung hat hingegen geschworen, nicht zu ruhen, bis Frankreich eine Verfassung hat. Ich befürchte, Louis wird die Armee vor den To-

ren von Paris zusammenziehen, wie seine Berater es wünschen. Wenn es so weit kommt, wird Frankreichs Herrscher in seiner Verblendung das Blut seiner Untertanen vergießen.«

»Woher weißt du so viel über den König?«

Jacques rieb sich die Nase, die so prominent aus seinem kantigen Gesicht ragte, und seufzte. »Bevor ich deine Mutter traf und du zu uns kamst, habe ich für den König gearbeitet. Ich lebte in Versailles und hatte eine große Werkstatt mit vielen Helfern. Wir arbeiteten nur mit den kostbarsten Materialien, mit Gold, Silber, Edelsteinen, und ich erdachte die raffiniertesten Uhren und Spielwerke, um Seine Majestät und sein Gefolge in Erstaunen zu versetzen. Oft besuchte der König mich in der Werkstatt, aber wir sprachen nicht nur über die Uhrmacherei, sondern über alle möglichen Dinge.« Julies Vater schwieg kurz, und als er weitersprach, klang seine Stimme traurig. »Ich dachte, er und ich wären Freunde, und darum hielt ich mich mit meinen Ansichten nicht zurück. Eines Tages ging ich wohl zu weit, denn ehe ich mich versah, fand ich mich in der Bastille wieder. Zwei Jahre saß ich dort ohne Werkzeug und Material. Mein einziger Zeitvertreib war, mit den Wachen Karten zu spielen. Die langweiligsten zwei Jahre meines Lebens.« Nun lächelte er wieder. »Nachdem man mich freigelassen hatte, ließ ich mich hier in St. Marcel nieder. Ich wollte meine Ruhe, eine Familie gründen und an meinen Uhren arbeiten. So halte ich es bis heute. Hier komme ich nicht in Gefahr, mir den Mund zu verbrennen, weil ich ihn nicht halten kann.«

Obwohl es einleuchtend klang, was ihr Vater erzählte, war Julie noch nicht zufrieden.

»Weswegen hat der König dich einsperren lassen?«

Jacques räusperte sich und sagte: »Ich las damals sehr viel.«

Julie lächelte, denn daran hatte sich nichts geändert. Wenn ihr Vater nicht gerade an einer Uhr tüftelte, saß er über einem Buch.

»Jedenfalls hatte ich sehr fortschrittliche Ideen. Ich war ein glühender Anhänger der Enzyklopädisten und überzeugt davon, mit

Hilfe der Wissenschaft könnte man alle Geheimnisse der Welt ergründen. Ich glaubte, dass die Menschen durch Wissen fähig würden, sich ihres Verstandes zu bedienen, statt blind dem zu folgen, was man ihnen als gottgegeben vorsetzte. Aber wenn die Gesetze nicht von Gott gemacht sind, sondern von den Menschen, ist der König auch nur ein Mensch, der dem Gesetz genauso untersteht wie alle anderen.«

»Ich kann mir denken, dass der König davon nicht begeistert war«, warf Julie ein.

»Damals war die Zeit wohl noch nicht reif«, sagte ihr Vater. »Doch sie wird es bald sein, und wenn der König das nicht einsehen, wird er untergehen.«

»Das hast du ihm gesagt?« Julie sperrte den Mund auf. »Ein Wunder, dass er dich nicht hat köpfen lassen.«

»Es hätte ihm wohl leidgetan um einen guten Uhrmacher.«

Drei dumpfe Schläge erschütterten die Wand, Putz rieselte herab.

»Deine Mutter donnert mit der Suppenkelle gegen die Mauer«, sagte Julies Vater. »Wenn wir nicht zu Tisch kommen, wird *sie* uns köpfen.«

Auch beim Abendessen ging es um die neuen Ideen, die Julies Eltern vertraten. Im Haus der Lagardes wurde gern und häufig die politische Lage erörtert. Victoire, das Dienstmädchen, teilte währenddessen die Suppe aus und setzte sich dann still an ihren Platz neben Julie. Es wurde kein Tischgebet gesprochen.

»Diese Schmieranten mit ihren billigen Verunglimpfungen schaden der Sache nur«, sagte Julies Vater gerade zu Gabrielle. »Das erweckt kaum den Eindruck, dass das Volk reif genug ist, um sich selbst zu regieren. Und die Zeitungsschreiber machen es auch nicht besser. Gestern hat der aufgestachelte Pöbel in St. Germain einen Gerichtsbeamten aufgehängt.«

»Vielleicht steckt hinter diesen Auftritten sogar die andere Sei-

te«, sagte Julies Mutter ruhig. »Gewissen Leuten kommen solche Vorfälle gerade recht. Du weißt, was die Berater des Königs sind, Jacques.«

»Nur zu gut. Aber ich stehe kurz vor dem Durchbruch. Im September kommt Plomion von St. Malo herüber, dann kann er es sich ansehen. Wenn wir zusammenarbeiten, kann unser Vorhaben gelingen.«

Julie horchte auf. Worüber sprachen ihre Eltern da? Ihr war nicht entgangen, dass ihre Mutter nicht darauf hingewiesen hatte, *wer* die Berater des Königs waren, sondern *was*.

Aber schon warf Gabrielle ihr einen Seitenblick zu und wechselte das Thema: »Übrigens hat Victoire heute das Mehl in der Rue Tripete einen Sou billiger bekommen.«

»Wunderbar«, sagte Julies Vater viel zu überschwänglich. »Victoire, du bist dein Gewicht in Gold wert.«

Julie fand das Kompliment zweifelhaft, denn Victoire war mager wie ein Besenstiel, aber das Dienstmädchen grinste geschmeichelt. »Die tun da auch nich so viel Eichelmehl rein in der Rue Tripete«, sagte sie mit ihrer leiernden Stimme.

»Manche Bäcker machen inzwischen ihr Brot zum größten Teil aus Sägespänen«, warf Gabrielle ein. »Es ist eine Schande.«

»Welch ein Glück, dass wir einen eigenen Backofen haben«, sagte Julies Vater.

Sie stützte das Kinn in die Hand. Der Brotpreis und was die Bäcker alles benutzten, um ihren Brotteig zu strecken, war in den letzten Monaten als Gesprächsthema auf den Straßen und bei ihnen zu Hause noch beliebter als die Politik. Sie hätte allerdings viel lieber gewusst, was die Berater des Königs mit ihrem Vater zu tun hatten. War ihr Vater womöglich mehr als nur der Uhrmachermeister aus der Rue Mouffetard?

2

Vaumort und Paris, März 1789

Ruben lag im Dunkel und lauschte. Grimaud hatte das Feuer gelöscht und war zu seiner Frau und den beiden kleinsten Kindern ins Bett gekrochen. Ruben hörte, wie der Bauer sich herumwälzte und einige Fürze fahren ließ, und der Hass wallte in ihm auf wie kochende Milch. Seine Hand strich über die Beule an der Stirn, wo Grimaud ihn am Vortag mit einem Holzscheit geschlagen hatte. Ruben knirschte mit den Zähnen. Das Brotmesser vom Tisch nehmen und es in der Dunkelheit in Grimauds Leib zu rammen, bevor er ging, wäre ein Leichtes, aber er wusste, dass er nicht die Kaltblütigkeit dafür besaß.

Als der Bauer zu schnarchen begann, stand Ruben auf. Der dünne Strohsack raschelte, und einige Herzschläge lang verharrte er reglos, wagte nicht einmal zu atmen, dann schlich er zur Tür. Die Ziegen, deren Verschlag nur durch ein Gatter vom Wohnraum getrennt war, scharrtten im Stroh, eine meckerte leise. Ruben hielt wieder die Luft an, als Mutter Grimaud seufzte – doch sie schlief weiter. Mit zitternder Hand schob er den Riegel zurück, trat hinaus und zog die Tür hinter sich zu, dann lief er los. Kalte Luft

schnitt in seine Lungen, aber er achtete nicht darauf. Er rannte immer weiter, so schnell er konnte, gejagt von der Angst, Grimaud könnte ihm nachkommen. Ruben zweifelte nicht, dass er ihn ohne weitere Umstände erschlagen würde. Der Bauer betrachtete Ruben als seinen Besitz, seit die Gemeinde ihn vor sechs Jahren in seine Obhut gegeben hatte. Damals, als Pater Guillaume gestorben war und der neue Pfarrer Ruben nicht behalten wollte. Sechs Jahre Schläge und Essensreste, Tritte und Hohn. Doch jetzt würde sich alles ändern!

Bevor er ging, hatte er aber noch etwas zu erledigen. Das Mondlicht reichte aus, um ihn zu seinem Versteck zu führen, das etwa fünfhundert Schritte vom Bauernhaus entfernt in einem Wäldchen lag. Ruben drückte sich durch das Gebüsch bis zu der Felsspalte, in der seine Tiere hausten. Zurzeit war eine Dohle die einzige Bewohnerin. Ruben hatte sie vor zwei Wochen vor Grimauds Hofkatze gerettet. Schon häufiger hatte er sich um verletzte Kaninchen, Schlangen und einmal sogar um ein Fuchsjunges, das Schrotkugeln abbekommen hatte, gekümmert, und die Tiere hatten sich unter seiner Fürsorge unglaublich rasch erholt. Er hing sehr an ihnen, denn dadurch hatte er das Gefühl, dass ihn jemand brauchte.

Die Dohle hörte ihn kommen und krächzte. Ruben kniete sich hin, entfernte das Gitter aus Weinreben, das er in die Spalte geklemmt hatte, um den Vogel vor Mardern und Füchsen zu schützen, und holte das Tier heraus. Es hielt ganz still und drehte nur den Kopf hin und her. Sanft strich Ruben ihm über den gebrochenen Flügel, und er spürte, dass die dünnen Knochen wieder richtig zusammengewachsen waren.

»Mach's gut«, flüsterte er, stand auf und warf den Vogel in die Luft. Zwischen den Baumwipfeln, gegen den Sternenhimmel sah er, wie er seine Flügel ausbreitete, noch einmal krächzte wie zum Gruß, und davonflog.

Ruben kroch durch das Dickicht zurück und richtete sich auf.

Nun hielt ihn nichts mehr an diesem Ort. Er lief los und hatte schon bald das Wäldchen hinter sich gelassen. An der nächsten Wegkreuzung schlug er die Richtung zum Dorf ein. Kurz darauf erreichte er Vaumort, überquerte den schlammigen Kirchplatz und blieb vor dem »Trois Chênes« stehen, aus dessen Fenstern trübes Licht auf das Pflaster rann. Rubens Brust hob und senkte sich heftig, ob vom schnellen Laufen oder vor Aufregung, wusste er nicht. Als er sich beruhigt hatte, zog er die Tür auf und trat ein.

Die Luft im Gastraum war dick von Rauch und Fett und Alkohol. Die meisten Gäste waren betrunken, krakeelten herum und sofften sauren Wein. Nur der vollständig in schwarz gekleidete Mann saß ruhig an einem Ecktisch ganz nah an der Tür. Neben ihm kauerten mehrere Jungen. Ruben kannte keinen von ihnen, sie stammten wohl aus den umliegenden Dörfern. Der Schwarze sammelte sie ein wie Fallobst.

Nur seine Verzweiflung gab Ruben den Mut, sich dem Tisch zu nähern. Er machte eine ungelenke Verbeugung, um die Aufmerksamkeit des Mannes zu erregen.

»Was willst du?« Der Schwarze nahm einen Schluck von seinem Wein und verzog den Mund, als wäre er Besseres gewohnt.

»Mitkommen will ich«, stieß Ruben hervor. Auf einmal war er ganz ruhig und er hielt dem Blick des Mannes stand, dessen rotgeäderte Äuglein ihn musterten.

»Wozu taugst du denn?«, fragte er.

»Zu allem.« Ruben schob das Kinn vor, als der Mann lachte.

»Klein bist du ja«, fuhr der Schwarzgekleidete fort. »Und mager genug auch. Wie alt?«

»Dreizehn, Herr«, log Ruben. Er wurde in vier Monaten fünfzehn.

»Nicht, dass du plötzlich in die Höhe schießt. Normalerweise beschäftige ich keine Jungen, die älter als elf sind.«

»Ich bin seit zwei Jahren kaum gewachsen«, versicherte Ruben hastig, obwohl er nicht verstand, weshalb der Mann statt großer

und kräftiger Jungen kleine und magere suchte. Wenn der Schwarze ihn nicht mitnahm, war alles verloren. Zurück zu Grimaud ging er nicht, lieber verhungerte er.

Der Mann betrachtete ihn noch einige Augenblicke, dann streckte er ihm die Hand hin.

»Na gut, du bekommst die Chance, dein Glück zu machen. Prudhomme ist ein gutmütiger Kerl.«

»Danke, Monsieur.« Mehr brachte Ruben nicht heraus. Er setzte sich zu den anderen Jungen auf die Bank, die ihm schweigend zunickten und beiseite rutschten. Sie waren jünger als er, der Kleinste mochte erst sechs oder sieben Jahre alt sein. Alle waren mager wie er selbst, mit schmutzigen, müden Gesichtern.

Verstohlen beobachtete Ruben Monsieur Prudhomme. Er sah aus wie ein reicher Viehhändler, mit gewölbter Weste und glatt rasiertem Kinn. Aus der Hosentasche hing ihm eine goldene Uhrkette. Vor vier Tagen hatte Ruben auf dem Markt gehört, dass ein Mann über die Dörfer zöge und Knaben suche, die er nach Paris mitnehme. Seitdem hatte er seine Flucht geplant, denn eine solche Möglichkeit würde sich kein zweites Mal bieten. Und er hatte sie genutzt!

Ruben lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Nie wieder würde Grimaud ihn schlagen, nie wieder die Bäuerin über seine unbekannte Mutter herziehen. »Wird schon eine rechte Hure gewesen sein«, hatte sie immer gehöhnt, »so eilig, wie sie's gehabt hat, dich loszuwerden.« Und Ruben hatte mit den Zähnen geknirscht, kurz davor, sich auf die Frau zu stürzen, die ihre Litanei mit Klagen darüber fortsetzte, dass die Gemeinde ausgerechnet ihnen einen unnützen Esser aufgehalst hatte. Dabei war es kein Wunder, dass Ruben nicht kräftig genug für die Feldarbeit war, so kurz wie er von den Grimauds gehalten wurde. Doch das war nun für immer vorbei. Ruben lächelte.

»Endlich einer, der kein Gesicht zieht wie drei Tage Regenwetter!«, rief Prudhomme. »Ihr seid jung, ihr geht nach Paris, vor

euch liegt das ganze Leben! Und wem habt ihr das zu verdanken? Mir, Jean-Pierre Prudhomme.« Er zupfte sich am Kragen, dann schlug er auf den Tisch. »Wirt, für jeden dieser jungen Herren einen Teller Kartoffeln mit Wurst!«

Die Stimmung am Tisch verbesserte sich schlagartig. Die Jungen hoben die Köpfe, Ruben lief das Wasser im Mund zusammen. Bald stand vor jedem eine Schale mit dampfenden goldenen Kartoffeln, von denen Butter herabließ, dazu gab es grob geschnittene Wurstscheiben, deren Duft alles Elend vergessen ließ. Die Jungen fielen über das Essen her, lächelnd betrachtet von ihrem Wohltäter.

Nach dem Abendmahl führte Prudhomme seine Schar in den Pferdestall, wo sie sich im Stroh zusammenrollten. Ruben entging nicht, dass er von außen eine Kette vorlegte, doch ihm war das recht – so würde Grimaud nicht hereinkommen, selbst wenn er ihn aufspüren sollte.

Er war schon beinahe eingeschlafen, als ihn ein gedämpftes Weinen neben sich aufschreckte. Undeutlich erkannte er, dass der Junge neben ihm seinen Kopf in der Armbeuge vergraben hatte und sein Körper von Schluchzern geschüttelt wurde.

»He, hör auf zu flennen«, raunte jemand, und das Schluchzen verstummte. Nur ein gelegentliches Schniefen war noch zu hören.

»Was ist los?«, flüsterte Ruben.

»Ich hab solches Heimweh«, kam es von links leise zurück.

»Das vergeht. Und jetzt schlaf.«

Wenig später wurden die Atemzüge des anderen gleichmäßig, aber nun war Ruben hellwach. Er fragte sich, wie es sich anfühlen mochte, Heimweh zu haben. Erst viel später schlief er endlich ein.

Am folgenden Morgen kauerten sie alle schon vor Sonnenaufgang auf einem Fuhrwerk, das in Richtung Paris unterwegs war. Auf dem Kutschbock saß Monsieur Prudhomme persönlich und schwang die Peitsche, wobei er ein Liedchen piffte. Hinten waren

sie zu acht, zählte Ruben. Acht hungrige Jungen mit struppigem Haar und vorstehenden Schlüsselbeinen. Die ganz Kleinen sahen immer noch ängstlich aus und klammerten sich aneinander. Neben Ruben saß der Junge, der geweint hatte: Er war zwei oder drei Jahre jünger als er, mit sandfarbenem, borstigem Haar und runden Augen. Ruben stieß ihn sanft mit dem Ellbogen in die Seite.

»Geht's wieder?«

Der andere nickte, aber seine Augen glänzten, als würde er gleich wieder anfangen zu weinen.

»Wie heißt du?«, fragte Ruben rasch weiter, bevor die Tränen zu fließen begannen.

»Henri Josse aus Coulours.« Der Junge schluckte.

»Ich bin Ruben. Aus Vaumort. Ganz schön aufregend, dass wir bald in Paris sind, was?«

»Ich wär lieber bei meiner *Maman* und bei meinen Schwestern«, sagte Henri leise.

»Obwohl sie dich weggeschickt haben?«, fragte nun einer der anderen und spuckte gekonnt durch seine Zahnlücke über den Wagenrand. »Ich pfeif auf meine Alten, sollen sie doch verrecken!«

Ruben sah ihn kurz an, worauf der Bursche mit den Schultern zuckte und schwieg.

»Mein Vater ist an Wundbrand gestorben, weil er sich eine Axt ins Bein gehauen hat, und allein kann *Maman* uns nicht durchbringen. Ich bin der Älteste, weißt du?« Henri richtete sich etwas auf und schniefte. »Aber nächstes Frühjahr geh ich zurück, mit 'nem Haufen Geld in der Tasche.«

Ruben musste lächeln. »Das wirst du bestimmt.«

»Woher hast du das?«, fragte Henri plötzlich und starrte auf Rubens Brust. Der legte seine Hand über den Anhänger aus poliertem Stein, den er an einer Kordel um den Hals trug. »Den hab ich schon immer. Ist nichts Besonderes.«

Hastig schob er den Anhänger wieder unter sein Hemd, wo er

glatt und beruhigend an seiner Haut lag. Außer seinem Namen war dies das Einzige, das ihn mit seiner Herkunft verband. Eine Botschaft seiner Eltern, ein Zeichen für ihn, dass er ihnen nicht gleichgültig gewesen war – so sah er es.

Der Morgennebel über den Feldern löste sich auf, und die Sonnenstrahlen wärmten den Jungen die klammen Finger. Sie lebten auf und erzählten sich, wie sie hießen und woher sie kamen. Monsieur Prudhomme schien nicht zu stören, dass sie miteinander redeten, er drehte sich kein einziges Mal zu ihnen um. Doch schon bald versiegte das Gespräch wieder. Der Karren rumpelte über holprige Wege, die sich zwischen Wäldern und Weideland wanden, und die Jungen mussten sich festklammern, so wurden sie hin und her geschüttelt. Mit der Zeit wurden die Stöße unerträglich, und als Ruben einen Augenblick lang unaufmerksam war, wurde er gegen die Seitenwand geschleudert und riss sich die Oberlippe auf.

Alle Insassen waren heilfroh, als der Wagen gegen Mittag an einem Flüschen anhielt und Prudhomme vom Kutschbock sprang. Die Jungen durften trinken, dann verteilte Prudhomme schweigend Käse und hartes Brot. Ruben kamen erste Zweifel daran, ob sein neues Leben so angenehm sein würde, wie ihr Wohltäter es ihnen am Vorabend ausgemalt hatte. Kurz darauf ging es weiter, und das Rumpeln begann von Neuem für viele Stunden. Sie passierten zahlreiche Dörfer, doch nie hielten sie an. Erst bei Einbruch der Dämmerung endete die Reise vor einem Gasthaus auf dem Marktplatz einer Kleinstadt. Ruben staunte über die schmucken Fachwerkhäuser, die so viel einladender wirkten als die elenden Hütten von Vaumort.

»Hopp, hopp!« Prudhomme scheuchte sie von der Ladefläche wie Schafe. Ruben ächzte, als er sich endlich strecken konnte. Seine Knochen fühlten sich an, als wären sie durcheinandergeraten und würden nie wieder an ihren richtigen Platz zurückfinden. Den anderen Jungen ging es wohl genauso: Die ersten Schritte auf fes-

tem Boden liefen sie so krumm, dass sie wie uralte Zwerge aussahen – es fehlten nur die weißen Bärte.

Diesmal durften sie nicht mit in die Gaststube. Prudhomme brachte sie in den Hinterhof des Wirtshauses, wo es nach feuchtem Unrat stank, drückte jedem eine Karotte in die Hand und schickte sie in einen windschiefen Schuppen, in dem es modrig und klamm roch. Ruben war der Letzte, und er zuckte zusammen, als hinter ihm die Tür zuknallte und der Riegel vorgeschoben wurde.

Im Inneren des Schuppens war es finster wie in einer Räucher-
kammer, und schon nach wenigen Schritten stieß er sich das Schienbein. »Mist!« Er rieb sich die schmerzende Stelle und hörte, wie in der Nähe jemand in einem Haufen alter Töpfe landete – zumindest klang das laute Scheppern ganz danach. Von draußen brüllte Prudhomme: »Ruhe da drinnen! Legt euch schlafen, morgen geht es in aller Frühe weiter.« Die Jungen hörten, wie sich seine Schritte entfernten.

»Das war's wohl mit Kartoffeln und Wurst«, sagte einer der Jungen. Es knackte, als er in seine Karotte biss.

»Ich hab Angst im Dunklen«, flüsterte Henri neben Ruben. Diesem war ebenfalls nicht wohl, denn seit Grimaud ihn einmal zwei Tage lang in eine Kornkiste gesperrt hatte, bekam er in engen dunklen Räumen immer das Gefühl, ein Gewicht laste auf seiner Brust, sodass er nicht atmen konnte. Doch seltsamerweise half ihm Henris Furcht, seine eigene zu unterdrücken. Er streckte den Arm aus und war froh, als er die Hand seines neuen Freundes fand. »Na komm, suchen wir uns einen Schlafplatz.« Gemeinsam tasteten sie sich voran und fanden einen muffigen Strohhaufen an der Rückwand des Schuppens. Notgedrungen legten sie sich darauf nieder und rückten so dicht wie möglich zusammen, um sich gegen die nächtliche Kälte zu schützen.

»Was meinst du, wie wird es in Paris?«, fragte Henri in die Dunkelheit.

Ruben war froh, dass er sich um den Jüngeren kümmern konnte, es lenkte ihn davon ab, dass er selbst Angst vor dem hatte, was ihn dort erwartete. Er war nicht mehr so sicher, ob es gut gewesen war, wegzugehen. Seit sie weit genug gefahren waren, sodass keiner der Jungen in sein Dorf zurücklaufen konnte, hatte Prudhomme seine Freundlichkeit abgelegt wie einen alten Mantel. Womöglich hatte er ihnen lauter Lügen aufgetischt? Und war nicht ein vertrautes Unglück besser als eines, das man nicht kannte? Doch Ruben verjagte die trüben Gedanken und versuchte stattdessen, Henri aufzumuntern.

»Wir werden bestimmt gute Lehrstellen kriegen und einen Beruf lernen«, sagte er. »Sonntags haben wir frei, gehen in die Kirche und danach in den Park, um uns hübsche Mädchen anzusehen.«

»Klingt gar nicht so schlecht«, murmelte Henri schläfrig.

»Wir werden uns schon amüsieren, wart's nur ab.«

Drei Tage später kam Paris in Sicht. Beim Anblick der dicht gedrängten Häuser fiel Ruben, ebenso wie den anderen, der Unterkiefer auf die Brust. Je näher sie dem Stadttor kamen, umso dichter wurde der Verkehr auf der Straße. Sie überholten ein Fuhrwerk voller Töpferwaren, kamen an einer Schafherde vorbei und fuhren beinahe einige alte Weiblein um, die unter dem Gewicht ihrer schweren Körbe fast zusammenbrachen. Am Stadttor mussten sie lange warten und rückten nur langsam vor, dann endlich durften sie passieren und fuhren in Paris ein.

»Bah, hier mieft es!«, rief der Junge mit der Zahnlücke, und Ruben musste ihm recht geben. Der Geruch nach Exkrementen, menschlichen Ausdünstungen und Abfall vermengte sich zu einem widerlichen Gestank, der ihn würgen ließ. Doch er vergaß seinen Enkel, als sie weiter in die Stadt vordrangen. Nie hätte er sich vorstellen können, wie groß Paris war und wie unglaublich viele Menschen dort lebten, wie himmelhoch die Häuser aufragten und welcher Lärm die engen Straßen erfüllte! Plötzlich klopfte sein

Herz erwartungsvoll. Wenn er irgendwo sein Glück machen konnte, dann hier: Er sah Laufburschen, die nicht älter waren als er selbst, Wasserträger mit einem Joch über den Schultern, Bäckerlehrlinge, die Brot austrugen. Da würde es auch für ihn und Henri viele Möglichkeiten geben, auch wenn Prudhomme bisher nur über ihre glänzende Zukunft gesprochen hatte, ohne zu erwähnen, welche Arbeit sie genau in Paris erwartete.

Nach längerer Fahrt hielt der Wagen auf einem kleinen Platz, der von hohen, schmalen Häusern eingefasst wurde. Dort warteten etwa drei Dutzend schwarz gekleidete Männer, die Prudhomme mit rauen Scherzen begrüßten und sich die Häse nach den Jungen auf der Ladefläche verrenkten. Ruben sah, dass die kleineren Jungen sich vor den zerfurchten Gesichtern fürchteten, und auch ihm gefielen die Männer mit ihren harten, unfreundlichen Mienen nicht.

»Hopp, hopp, aufstehen, damit die ehrenwerten Kaminkehrermeister von Paris euch sehen können!«, rief Prudhomme, der sich von seinem Kutschbock erhoben hatte.

Die Männer drängten sich vor dem Wagen zusammen und rempelten sich gegenseitig an, um in die vorderste Reihe zu gelangen. Ruben kam sich dumm vor, so dazustehen und sich begaffen zu lassen. Kaminkehrer würden sie also sein. Er konnte sich darunter nicht viel vorstellen.

»Ich habe hier acht kräftige Burschen vom Land«, verkündete Prudhomme, nachdem alle Gespräche verstummt waren. »Keine Pariser Hungerleider mit Schwindsucht. Sie strotzen vor Gesundheit und arbeiten wie Maulesel.« Er packte einen der Kleineren an den Schultern. »Der hier schlüpft durch den schmalsten Kamin, wendig wie er ist. Wir beginnen mit fünfundzwanzig Livres.«

Hände hoben sich, und Ruben begriff, dass sie versteigert wurden wie Schweine auf dem Viehmarkt! Der Kleine, er hieß Luc und war die ganze Reise über recht still gewesen, ging für vierzig Livres weg, eine Summe, die Ruben sich nicht einmal vorstellen

konnte. Als Nächstes wurde er selbst nach vorne gezogen. Er senkte den Blick und ballte die Fäuste.

»Klein und wendig wie ein Frettchen«, rief Prudhomme. »Haltet ihn kurz, dann wird er kaum noch wachsen, aber zäh wie ein Stiefel bleiben!«

Seine Sprüche schienen die Kaminkehrer zu überzeugen, denn es entbrannte ein regelrechter Kampf um Ruben. »Für achtundfünfzig Livres an François Givret!«, rief Prudhomme schließlich und versetzte Ruben einen Stoß, sodass er fast vom Wagen gestürzt wäre. Monsieur Givret war ein kleiner, aber kräftiger Mann. Alles an ihm schien eckig zu sein, sogar sein Schädel war quadratisch und wurde von einem verbeulten Hut gekrönt. Seine Augen hielt er zusammengekniffen, als überlegte er ständig, wie er einen Vorteil für sich herauschlagen konnte – egal aus welcher Lage. Er packte Rubens Handgelenk, zog ihn hinter sich und beachtete ihn nicht weiter, denn er beteiligte sich auch an der nächsten Auktion.

Jetzt wurde Henri angeboten. Wieder bekam Givret den Zuschlag, und Rubens Herz sprang vor Freude: Sie würden zusammenbleiben! Als Henri neben ihm stand, senkte er den Kopf, um sein Grinsen zu verbergen, aber sie stießen sich heimlich an.

Meister Givret wohnte in der Rue de Picardie, so stand es auf der bröckelnden Fassade des Hauses, durch dessen Toreinfahrt er seine neuen Gehilfen nun schubste. Seine Wohnung, ein schmutziges Zimmer zu ebener Erde, beherbergte außer ihm nur seinen ältesten Sohn Didier, der zugleich sein Geselle war.

Ruben und Henri wurde als Schlafstätte der Verschlag im Hinterhof zugewiesen, in dem der Kaminkehrermeister sein Werkzeug aufbewahrte. Wände und Boden waren schwarz vom Ruß, der sich mit der Zeit hier abgelagert hatte, überall hingen aufgerollte Seile, Stangen und Bürsten. Von nun an schliefen Henri und Ruben auf zwei Strohsäcken, die sie tagsüber in einer Ecke verstaute-

ten, auch sie durchdrungen vom allgegenwärtigen Ruß. Anfangs glaubte Ruben, nachts zu ersticken, denn der schwarze Staub war überall, drang in die Nase, den Hals, in jede Pore, doch mit der Zeit gewöhnte er sich daran.

Die Wohnung ihres Meisters bekamen die Jungen nur zu sehen, wenn sie dort aufräumen und sauber machen sollten. Das Zimmer stank nach Wein, und auf den Dielen lagen schmutzige Kleider herum. Diese zu waschen, gehörte ebenfalls zu den Aufgaben der Lehrlinge, denn Givret war zu geizig, um Geld für eine Wäscherin auszugeben. Was nach seinen Zechgelagen von seinem Verdienst übrig blieb, schickte er seiner Familie in Savoyen – Ruben und Henri bekamen keinen Sou für ihre Arbeit. Schließlich könnten sie dankbar sein, bei ihm das edle Handwerk des Kaminfegens erlernen zu dürfen. Und sie erlernten es. Schon bald erschien Ruben die Feldarbeit, die er früher so gehasst hatte, als der schönste Zeitvertreib.

Gleich an ihrem ersten Tag nahm Givret sie mit auf seine Runde durch das Maraisviertel, in dem auch seine Wohnung lag. Ruben und Henri drängten sich hinter ihm durch die Menge, bemüht, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Die Straßen waren so eng, dass Ruben das Gefühl hatte, die Fachwerkhäuser könnten auf ihn herabstürzen. Angeekelt erblickte er am Straßenrand einen Hundekadaver, über den die Leute ungerührt hinwegstiegen. Überall gab es Straßenhändler und Kellerläden, die gebrauchte Waren anboten. Ein Barbier hatte seinen Salon, der aus einem einzigen Stuhl bestand, auf der Straße aufgebaut und war dabei, einen Kunden zu rasieren. Männer in langen, schwarzen Gewändern, deren Haare in langen Locken von ihren Schläfen herabhingen, eilten mit gesenkten Köpfen an den Frauen vorüber, die in Hauseingängen lehnten und die Röcke schürzten. Eine von ihnen zwinkerte Ruben zu, und er wandte sich mit heißem Gesicht ab.

An einer Straßenecke kaufte Givret an einem Stand zwei Becher

Milchkaffee für sich und Didier, während die Jungen mit dem Duft vorliebnehmen mussten.

»Na los, ihr Faulpelze«, sagte Givret, nachdem er seine Blechtasse geleert und zurückgegeben hatte. »Wir müssen noch rüber nach St. Germain.« Sie ließen die verwinkelten Gassen hinter sich und kamen in eine Gegend mit mehrstöckigen Mietshäusern aus Sandstein. Hier waren die Straßen breiter und die Läden boten bessere Ware an. Ruben sah sogar einige schlossähnliche Gebäude, durch hohe Gitter von der Straße getrennt, doch die meisten wirkten vernachlässigt. Eine herrschaftliche Kutsche ratterte über den Fahrdamm, wurde jedoch von einem Fuhrwerk aufgehalten, woraufhin der livrierte Kutscher einen lautstarken Streit mit dem Lenker des Wagens anging. Didier blieb kurz stehen und lachte über die beiden, bis sein Vater ihm leicht auf den Hinterkopf schlug.

Und auf einmal waren sie am Fluss. Ruben blieb wie vom Donner gerührt stehen, als er den Strom erblickte, der so breit war, dass die Häuser auf der anderen Seite winzig aussahen. Als sie die Brücke zu ihrer Rechten überquert hatten, musste er feststellen, dass sie sich auf einer Insel befanden und nochmals eine Brücke passieren mussten, um ans andere Ufer zu gelangen.

Mitten auf der Brücke blieb Henri stehen. »Mir dreht sich der Kopf«, klagte er, offensichtlich überwältigt von den unzähligen neuen Eindrücken.

»Es ist alles in Ordnung. Komm weiter!«, flüsterte Ruben ihm zu, doch Givret hatte schon bemerkt, dass sie zurückgeblieben waren. Sein Gesicht färbte sich rot, als gösse man ihm Wein in den Kopf, und der Anblick hätte Ruben normalerweise zum Lachen gereizt, doch jetzt hatte er Angst um Henri. Der Kaminkehrermeister kehrte um und packte Henri am Kragen.

»Dir wird gleich noch ganz anders werden, Bursche, wenn du hier noch länger herumgaffst!« Dabei zerrte er Henri mit sich, der verzweifelt versuchte, sich auf den Füßen zu halten. Als Givret ihn unvermittelt losließ, stürzte er und schürfte sich die Knie auf. Ru-

ben war sofort bei ihm und half ihm hoch. Er sah die Tränen in den Augen seines Freundes aufsteigen und flüsterte: »Nicht heulen!« Henri presste die Lippen aufeinander und nickte, dann folgten sie schweigend ihrem Lehrherrn.

Sie liefen sicher noch eine halbe Stunde, und Ruben schmerzten bereits die Füße von dem ungewohnten Straßenpflaster, als Didier verkündete, sie seien nun in St. Germain, wo die reichen Leute wohnten. Ruben war erstaunt, denn die meisten Fassaden wirkten nicht besonders herrschaftlich.

Givret klopfte an die eisenbeschlagene Seitentür eines Sandsteingebäudes. »Wir sind zu Madame de Beaumont bestellt«, erklärte er wichtiguerisch, als färbte der klangvolle Name seiner Kundschaft auf ihn ab. Ein Dienstmädchen in weißer Schürze öffnete ihnen und kicherte, als Didier sie im Vorbeigehen in die Wangen kniff. Während die Jungen hinter Givret eine schmucklose Treppe hinaufstiegen, schärfte er ihnen ein, wie sie sich zu verhalten hatten: »Niemals jemanden ansehen, niemals sprechen, es sei denn, ihr werdet gefragt. Wenn ihr unangenehm auffällt, werde ich dafür sorgen, dass ihr eine Woche nicht mehr laufen könnt.«

Derart eingeschüchtert erreichten sie das Ende der Treppe und betraten hinter ihrem Meister die Küche des Hauses. Ruben, dessen Magen so leer war, dass er sich wie eine getrocknete Pflaume anfühlte, wurde fast ohnmächtig von den köstlichen Gerüchen, die die Luft durchzogen. Obwohl er nicht einmal wusste, von welchen Speisen sie stammten, reagierte sein Körper darauf wie ein hungriger Hund, dem man einen Schinken hinwirft.

Er sah zu Henri, dem es nicht anders erging. Auch er zitterte vor Hunger und Verlangen. Sie kehrten in die Wirklichkeit zurück, als Didier großzügig Kopfnüsse austeilte und Henri wortkarg den Küchenkamin zuwies, dessen Feuerstelle so hoch war, dass der schwächliche Junge aufrecht darin stehen konnte. Ruben musste Givret begleiten. Nachdem sie die Küche verlassen und einen düsteren Gang durchschritten hatten, stiegen sie eine schmale Dienst-

botentreppe hinauf und betraten durch eine Seitentür einen Saal von einer Pracht, die Ruben sich in seinen kühnsten Träumen nicht hätte vorstellen können: Die Wände waren mit vergoldeten Stuckornamenten überzogen, und die Decke schmückte ein Bild, das ihn geradewegs in den Himmel hinein sehen ließ, wo Damen und Herren in leuchtend bunten Gewändern auf Wolken saßen. Der Boden allerdings war mit Leintüchern ausgelegt, und auch die Möbel trugen weiße Überwürfe. Weshalb, sollte er bald herausfinden.

Die Feuerstelle des Saals war kaum kleiner als die in der Küche. Ruben wagte nicht, die weiße Marmoreinfassung zu berühren, obwohl er gerne gefühlt hätte, wie glatt der Stein war. Givret knurrte etwas und zeigte auf den Kamin. Ruben kletterte hinein, und sofort quoll flaumige weiße Asche zwischen seine Zehen. Sie war noch warm, beinahe heiß, sodass er von einem Fuß auf den anderen treten musste, um die Hitze ertragen zu können. Er legte den Kopf in den Nacken und blickte in eine Schwärze, die keine Grenzen zu haben schien. Dort hinauf sollte er?

Schon drückte Givret ihm ein gebogenes Stück Eisen in die Hand. »Das ist die Raspel«, erklärte er knapp. »Damit schabst du den Ruß von den Wänden. Aber gründlich, sonst schlage ich dich krumm und bucklig. Wenn du oben bist, streckst du den Daumen aus dem Kamin, damit Didier sehen kann, dass du alles gemacht hast.«

Der Gedanke, den dunklen, schmalen Schacht emporklettern zu müssen, trieb Ruben kalten Schweiß auf die Stirn. In dieser schwarzen Enge würde er ersticken! Doch der Meister ließ ihm keine Zeit zu protestieren, sondern reichte ihm einen kleinen Sack, den er sich als Atemschutz über den Kopf ziehen musste. Ruben keuchte, schon jetzt bekam er kaum noch Luft.

»Los, rauf mit dir!« Givret trat hinter ihn, fasste ihn um die Hüften und hob ihn hoch. Ruben strampelte einen Augenblick in der Luft, dann fanden seine Füße den unteren Rand der Kaminöff-

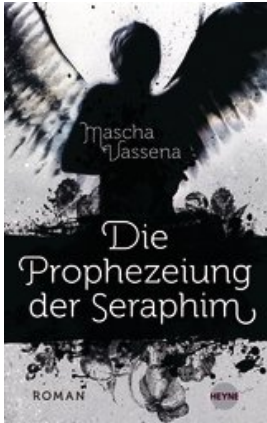
nung. Sein Herz pochte heftig, doch er wusste, dass es keinen Ausweg gab: Er musste hinauf.

»Du verkeilst dich mit Schultern und Ellbogen«, sagte Givret. »Dann schiebst du dich langsam nach oben. Mach die Rußplanken von den Wänden los und lass sie herunterfallen.«

Unter großer Anstrengung gelang es Ruben, sich langsam in den Schacht zu schieben und mit dem Rücken gegen die Wand zu stemmen. Sogleich wurde es noch dunkler um ihn. Es war so wenig Platz, dass seine Knie beinahe an sein Kinn stießen. Er atmete schnell und flach und rührte sich nicht, bis Givret ihm zubrüllte, er solle gefälligst seinen Arsch bewegen.

Mit den Füßen schob er sich ein Stück nach oben. Sofort löste sich Ruß von den Wänden und erfüllte die Luft, drang durch die Kapuze in seine Augen und in seine Lunge. Ruben musste husten und wäre beinahe abgestürzt. Doch er zwang die aufsteigende Panik nieder, fuhr mit der Raspel die Wände um sich herum ab und arbeitete sich Stück für Stück nach oben. Das Geräusch, wenn das Metall über die Wände schrappte, verursachte ihm eine Gänsehaut. Ruß brannte in seinen Augen, also schloss er sie. Er spürte, wie sich unter der Raspel Verkrustungen lösten und fast lautlos in die Finsternis hinabfielen. Weitermachen, befahl er sich, obwohl alles in ihm nach Luft und Licht schrie.

Inzwischen quälte ihn die Hitze, die noch in den Mauern steckte, weil man das Feuer erst vor Kurzem gelöscht hatte. Am Rücken ging es, weil er Hemd und Weste trug, aber seine nackten Füße wurden von dem heißen Stein versengt. Halb bewusstlos arbeitete er sich weiter aufwärts. Es dauerte eine Ewigkeit, alle Backsteine abzukratzen, doch allmählich wurde es besser: Ein kühler Lufthauch zog von oben herab, die Steine wurden kühler, und als er die Kapuze lüpfte und nach oben blickte, sah er dort einen vier-eckigen Ausschnitt trüben Lichts. Er hatte es fast geschafft! Endlich erreichte er den oberen Rand des Kamins und streckte den Daumen hinaus, wie man ihm befohlen hatte.



Mascha Vassena

Die Prophezeiung der Seraphim

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-26749-7

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Gefallene Engel, die erste große Liebe und ein unvergessliches Abenteuer

Paris im Jahr 1789: Frankreich schwebt in höchster Gefahr. Der König ist schwach, und Hunger und Unzufriedenheit treiben das Volk auf die Straßen. Doch hinter der Revolution steckt noch etwas viel Gefährlicheres: Erzengel Cal, der Anführer der Seraphim, plant, mithilfe Ludwigs XVI. die Menschen zu unterjochen. Cal aber hat nicht mit der temperamentvollen Julie und ihrem Zwilling Bruder Ruben gerechnet. Als seine verschollen geglaubten Kinder sind sie die Einzigen, die ihn aufhalten können. Die Jagd auf die ungleichen Geschwister beginnt ...

Ihr fünfzehnter Geburtstag sollte eigentlich der schönste Tag ihres Lebens werden, doch dann steht Julie Lagardes Welt plötzlich kopf. Das temperamentvolle Mädchen erfährt, dass sie von Pflegeeltern großgezogen wurde, dass sie einen Zwilling Bruder namens Ruben hat und dass ihr leiblicher Vater kein gewöhnlicher Mensch ist, sondern ein gefallener Engel, der noch dazu ihre Mutter gefangen hält. Und Cal, der als Berater des Königs über großen Einfluss verfügt, setzt alles daran, Julie und Ruben in seine Gewalt zu bringen. Nur mit ihrer Hilfe kann er laut einer Prophezeiung zu wahrer Macht über die Menschen gelangen. Ebenso sind die Zwillinge die Einzigen, die seinen Untergang herbeiführen könnten. Als die Krieger Cals Julie aufspüren, flieht sie zusammen mit Ruben, ihrem besten Freund Frédéric und dem arroganten, aber gut aussehenden Grafensohn Nicolas aus Paris. Julie ist entschlossen, Cal aufzuhalten und ihre Mutter zu befreien. Ihr Weg führt nach Mont-Saint-Michel, dem Ort, an dem sich Cal verborgen hält. Doch ihre Reise birgt zahlreiche Gefahren. Und mehr als einmal muss Julie sich fragen, ob sie ihren Freunden wirklich vertrauen kann? Und für wen ihr Herz schlägt – für Frédéric oder Nicolas?